

Kleinbach, Karlheinz

"Das absichtliche Verfahren der Seele". Selbstbestimmung als Artikulation

Behinderte in Familie, Schule und Gesellschaft 25 (2002) 4-5, S. 49-59



Quellenangabe/ Reference:

Kleinbach, Karlheinz: "Das absichtliche Verfahren der Seele". Selbstbestimmung als Artikulation - In: *Behinderte in Familie, Schule und Gesellschaft* 25 (2002) 4-5, S. 49-59 - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-116126 - DOI: 10.25656/01:11612

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-116126>

<https://doi.org/10.25656/01:11612>

Nutzungsbedingungen

Dieses Dokument steht unter folgender Creative Commons-Lizenz: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc/3.0/de/deed> - Sie dürfen das Werk bzw. den Inhalt vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen sowie Abwandlungen und Bearbeitungen des Werkes bzw. Inhaltes anfertigen, solange Sie den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen und das Werk bzw. den Inhalt nicht für kommerzielle Zwecke verwenden.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

This document is published under following Creative Commons-Licence:

<http://creativecommons.org/licenses/by-nc/3.0/de/deed.en> - You may copy, distribute and render this document accessible, make adaptations of this work or its contents accessible to the public as long as you attribute the work in the manner specified by the author or licensor. You are not allowed to make commercial use of the work, provided that the work or its contents are not used for commercial purposes.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.



Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipt.de
Internet: www.pedocs.de

Digitalisiert



Fotos: Anthony Crickmay, CandoCo Dance Company

„Das absichtliche Verfahren der Seele“

Selbstbestimmung als Artikulation

Karlheinz Kleinbach

„Oh, wer weiß, ob wir uns nicht auch noch
auf das Rückwärtserfinden werden legen müssen.“

Georg Christoph Lichtenberg: Von den Kriegs- und Hungerschulen der Chinesen

Wenn ich das richtig sehe, dann stellt Selbstbestimmung innerhalb der Sonderpädagogik so etwas wie eine authentische Schwellenformel dar. Dafür spricht ja nicht zuletzt, sich über dieses Wort diszipliniert, und das heißt ja: auf Ihre Disziplin bezogen, zu verständigen. Von T.S.Kuhn-Geschulen ist zu vernehmen, dass wir mittendrin sind in einem Paradigmenwechsel oder wenigstens kurz davor.

Nun sind solche Theorie-Karrieren nicht neu. Dabei werden vorausgehende Theorierahmen nicht widerlegt, sondern verlieren ganz einfach ihre Attraktivität. Das kann man auch hier gelassenen Tones feststellen, ohne gleich sonderpädagogisch feindlicher Gesinnung geziehen zu werden. Und weil das so ist, gilt die Aufmerksamkeit dieser Tagung also nicht der Frage nach dem, was obsolet ist und deshalb verabschiedet werden soll. Vielmehr wird gefragt nach der Produktivität dieses Terms.

Alltagssprachlich hat Selbstbestimmung inzwischen den Status einer generationenüberschreitenden Unterschriftensammlung. Denn: Wer wollte nicht selbst bestimmen?! Es geht hier jedoch vermutlich um mehr, nämlich um die Frage der wissenschaftlichen Nobilitierung des Ausdrucks. Vielleicht steht sogar seine theoretische Heiligsprechung an.

Dann könnte ich mit meinen privaten Einlassungen den Part des Advocatus Diaboli übernehmen.

Wie Sie wissen, war es seine Aufgabe, die Argumente der Partei, die auf Heiligsprechung plä-

Alltagssprachlich hat Selbstbestimmung inzwischen den Status einer generationenüberschreitenden Unterschriftensammlung.

dierte, einer Art Härte-test zu unterziehen, um die positive Affirmation im Schlussurteil umso glänzender hervortreten zu lassen¹. Ich ziehe also das Muster von seiner historischen und sachlichen Quelle ab und beziehe es auf den Problemraum „Selbstbestimmung“. Als Perspektive bleibt mir die des Widerworts, des Einspruchs. Ich werde also

eher trendfeindliche Argumente vorbringen. Die in einem solchen Vorgehen enthaltene Vorteils Klausel nehme ich gerne und vorsichtshalber in Anspruch: da spricht einer über Sachverhalte, die professionell von anderen verwaltet

werden. Soviel im Voraus zu meiner Aufgabe in diesem Verfahren.

Um den Tathergang zu verstehen, möchte ich zunächst jenen historisch-ideologischen Raum nachzeichnen, in dem Prozeduren der Selbstbestimmung stattfinden (1). In einem zweiten Anlauf werde ich Humboldt als Zeugen aufrufen. Er hat eine eher abenteuerliche Version zum Tathergang „Selbstbestimmung“ vorzutragen (2). Sie enthält jedoch Elemente, die mir der erneuten Prüfung wert erscheinen. In einem dritten Verfahrensabschnitt geht es um eine Art ästhetischer Vergewisserung. Ich möchte an einer Installation von Josef Beuys der pädagogischen Reichweite von Humboldts Verständnis der Selbstbestimmung nachgehen (3).

(1) Prozeduren der Selbst-Bestimmung

Wer von Selbstbestimmung spricht, der hat ein Handlungsinventar im Kopf, das sich auf konkrete Lebenspraxis bezieht. Zumindest sieht das *Aristoteles* so und stellt sich damit in Gegensatz zu platonischen Ideen. Denn diese nützen im konkreten Leben nichts, weder in meiner Mitverantwortung für das öffentliche politische Tun der Polis noch bei privater Haushaltsführung. Beide – polis und oikonomia – orientieren sich am ethos als dem für alle verbindlichen Verhaltensrepertoire oder Handlungsinventar zur Regelung des Zusammenlebens (vgl. Schulz 1989, 52 ff). Tugenden und Kompetenzen sind also für den illusionslosen *Aristoteles* keine inneren Haltungen oder Werte, sondern Umgangstugenden, die in einer gemeinsam geteilten Güterwelt gelten und unser Zusammenleben darin regeln. Selbstbestimmung des Einzelnen ist deshalb für *Aristoteles* musterhaftes Antwortverhalten in dieser Güterwelt. Selbstbestimmungs-Muster sind verbindlich und deswegen verbindend (*Nussbaum* 1993).

Unsere gemeinsam geteilte Güterwelt ist nicht erst im bürgerlichen Zeitalter ausgelegt durch Eigentum und Arbeit (vgl. Negt 1997, 227). Für behinderte und benachteiligte Menschen wird deshalb Selbstbestimmung üblicherweise im Vokabular von Verlustmeldungen formuliert. Eine durch Eigentum und Arbeit ausgelegte Selbstbestimmung wird für sie – und zwar nicht nur in ökonomischer Hinsicht – zur Lebensfrage, weil sie den Umgang mit bedrohter oder gebrochener Identität nicht lernen (vgl. *Hiller*

2002). Sie können ihn gar nicht lernen, wenigstens nicht mit unserer Hilfe.

Selbstbestimmung bedeutet für uns deshalb:

1. die Wahl zwischen Sonderhabilitation oder ruinöser Teilnahme am Markt der Güter.
2. Prozeduren der Selbstbestimmung werden begleitet von Akten öffentlicher Leistungszuweisung
3. unsere Vorstellung von Selbstbestimmung orientiert sich am Arbeits- und Eigentums muster der „vollständigen Kleinfamilie“. Der Zweigenerationenhaushalt mitteleuropäischen Zuschnitts gilt nach wie vor als Hort und Garant einer zukunftsfähigen Selbstbestimmung. Dieses Ideologem wird an vielen Schulen immer noch gepflegt, obwohl wir sehr wohl wissen, dass es mit der Wirklichkeit nicht mehr übereinstimmt. An der Rosentalschule beispielsweise sind zu je einem Drittel: Kinder und Jugendliche aus ausländischen/aussereuropäischen, zugewanderten und asylsuchenden Familien; alleinerziehende Mütter; Familien, die von Arbeitslosengeld oder Sozialfürsorge leben.

Angesichts solcher Lebenslagen vermute ich, dass sich Selbstbestimmung günstigenfalls und nur dann pädagogisch deklinieren lässt, wenn sie vor allem politisch vorangebracht wird. Unsere angestrengte Suche nach Individualität und Identität findet in einer Umgebung statt, die in weiten Teilen ausgelegt ist durch einen aggressiven und zugleich bornierten Kapitalismus neoliberalen Zuschnittsⁱⁱ. Selbstbestimmung wird dabei nicht nur in großzügiger Weise zugestanden, sondern geradezu eingefordert und erwartet und verwandelt sich somit unter der Hand zum Ausschlusskriterium, jedenfalls aber zum Tauschwert auf den Märkten der Arbeit, des Konsums, der Freizeit, der Religionen, der Sexualität. Vielleicht ist der „philanthropische Schein des Selbstorganisationsdiskurses“ (Kirchhöfer 1999, 167, vgl. Stinkes 2000) nicht zu haben ohne diese dramatischen Nebenwirkungen.

Macht es überhaupt Sinn, in einer Zeit, in der groß angelegte Individualisierungs-Kampagnen gepusht werden und Entsolidarisierung in allen Bereichen gesellschaftlicher Entscheidung nicht nur offenbar sondern politisch begründet werden (Rente, Krankenversicherung, Arbeitslosengeld, Kindergartenfinanzierung, Ausländergesetz) – macht es da noch Sinn, auf den

Selbstbestimmungs-Zug aufzuspringen?

Nicht mehr selbstverständlich ist die ursprüngliche Orientierung von Selbstbestimmung am Gemeinwesen. Sozialwissenschaftler bilanzieren nämlich eine Vielzahl von Selbstbestimmungsverfahren und bringen diese als rivalisierend und konkurrierend aus. Es ist jedoch stark zu bezweifeln, ob damit auch für den Einzelnen die so festgestellte Vielfalt an Optionen tatsächlich gegeben ist. Dieser Zweifel gilt in ganz besonderer Weise bei Menschen ohne entsprechende Ressourcen und mit tiefgreifender und kaum zu behebender Schädigungⁱⁱⁱ. Manch selbstbestimmter Eigensinn entsteht aus bitterer Not, als auf „einen Punkt zusammengezogener Protest gegen Enteignung, Resultat der Enteignung der Sinne, die zur Außenwelt führen“ (Negt 1997, 124).

Selbstbestimmung wird nicht nur in großzügiger Weise zugestanden, sondern geradezu eingefordert und erwartet und verwandelt sich somit unter der Hand zum Ausschlusskriterium, jedenfalls aber zum Tauschwert auf den Märkten der Arbeit, des Konsums, der Freizeit, der Religionen, der Sexualität.

Mit Selbstbestimmung wird eine Fähigkeit beschrieben, innerhalb von Segmenten und in Lebensvollzügen Entscheidungen über Handlungsoptionen treffen zu können. Das heißt auch: in bestimmten Situationen Entscheidungen anderen zu überlassen (Wie treffen unsere eigenen Eltern solche Entscheidungen über ihre Handlungsoptionen und nehmen uns in Regress?)

Jedenfalls: Pädagogisches Handeln bedeutet in aristotelischer Lesart von Selbstbestimmung eine dauerhafte Einmischung in regionale und lokale Prozesse und Entscheidungen (Gemeinderat, Kreistag, Kirchengemeinden), die das Gemeinwesen bestimmen. Unübersehbar – und gerade für Schulen und soziale Einrichtungen *unabsehbar* in den Folgen – gibt es einen dramatischen Strukturwandel in öffentlichen Haushalten. Neben Unterricht, Pflege, Beratung und Begleitung sehe ich in solcher Einmischung ein weiteres Bestimmungsmoment sonderpädagogischer Professionalität, in das Studium und Ausbildung einzuführen hat.

(2) Selbstbestimmung als Artikulation (W. v. Humboldt)

In der Pädagogik geistiger Behinderung ist Wilhelm von Humboldt sicher keine übliche Referenz. Denn mit seinem Namen verbindet man eher das Gymnasium, das preußische Schulsystem, auf jeden Fall eine längst verabschiedete Sicht auf Bildungstheorie. Wer also vor hat, mit Humboldt zu argumentieren, zumal und gerade wenn Selbstbestimmung innerhalb einer Pädagogik geistiger Behinderung verhandelt wird, der macht sich nicht nur in höchstem Maße ideologieverdächtig. Er verschließt sich ganz sicherlich auch jeder Anschlussfähigkeit an hauseigene Theoriebestände.

Pädagogisches Handeln bedeutet in aristotelischer Lesart von Selbstbestimmung eine dauerhafte Einmischung in regionale und lokale Prozesse und Entscheidungen, die das Gemeinwesen bestimmen.

Zu Ihrer Beruhigung: Ich habe nicht vor, die Problematik der Selbstbestimmung als Hintertür eines Entübelungsverfahrens für Humboldt zu nutzen. Jedoch könnten seine Hinweise den gegenwärtigen Diskurs über Selbstbestimmung produktiv stören.

In seinen Schriften zur Sprachphilosophie aus den Jahren 1820 bis 1835, insbesondere im Aufsatz über den Dualis von 1827, unternimmt Humboldt den Versuch, Selbstbestimmung im artikulierten Laut ästhesiologisch zu fassen. Einer in der Dialogik Bubers fundierten Pädagogik gelang keine eigenständige Didaktik. Meine These ist, dass Humboldt so etwas wie eine sprachtheoretische Fundierung zu Bubers Dialogik abgeben könnte, gleichermaßen in didaktischer Hinsicht spannend wie in ethischer Hinsicht orientierend^{IV}. Bei Humboldt geht es dabei sehr konkret zu, nämlich um die Be-Stimmung. Damit sind gemeint Selbstvernahme und Vergegenwärtigung der Stimme in der Artikulation, der Bestimmung des Lautes: 150 Jahre später wird man im phänomenologischen Vokabular von Inkarnation sprechen.

Was ist damit gemeint? Die fünfjährige Natascha entdeckt, wie sich ihre Stimme verändert, wenn sie in ein Tamburin hineinruft. Dadurch

kann eine kommunikative Sequenz entstehen, wenn ein anderes Kind oder ein Erwachsener dies wiederholt und so aus diesem Nacheinander der Wiederholungen ein dialogischer Wechsel von Hören und Rufen entsteht. Zunächst aber ist Natascha für sich, mit einer ihr bis dahin unerkannten Möglichkeit, ihrer Stimme zu begegnen und diese zu variieren. Was macht sie mit ihrer Stimme? Das einfachste, das sich so sehr dem Erklären entzieht: sie sagt sich, sagt also „Ich bin Stimme“. Sie spricht sich aus und ist dadurch absolut in der Ausübung des Artikulierens. Es ist paradox, aber die Stimme findet sich erst darin, dass sie sich verlässt.

Der im Sprechen hervorgebrachte Laut sagt sich selbst, bestimmt sich selbst. Anzeigendes und Angezeigtes fallen in eins. Ist dies vielleicht die einzige Möglichkeit, bei der eine Sache identisch wird mit ihrem Namen? Bei Humboldt heißt es über den artikulierten Laut: „...da er eben nichts (ist), als das absichtliche Verfahren der Seele, ihn hervorzubringen und nur so viel Körper enthält, als die äußere Wahrnehmung nicht zu entbergen vermag.“ (Humboldt 1963, 440)^V. Phänomenologisch gesprochen wird diese Bestimmung des Selbst – gemeint als Genitiv des Subjekts und Objekts zugleich – im artikulierten Laut der Quellpunkt von Gegenwart schlechthin.

Selbstbestimmung ist als Artikulation gewissermaßen das Teilungsgeschäft der Sprache, die „erst im Individuum ... ihre letzte Bestimmtheit (erhält)“ (a.a.O. 439). Dabei ist Gliederung eine logische Funktion der Sprache selbst; und diese ist nur in ihrem Durchlaufen zu haben, als individuell gekonnte stimmliche Realisierung in der Artikulation. Was als Artikulation sich vollzieht, bildet schon als Sprachkörper eine Ordnung; etwa so wie Tonalität eine Ordnung der Töne bildet. Das war der längst verabschiedeten Scheiblauber Rhythmik unter dem Stichwort Zeitgestalt noch voll bewusst. In der Stimme sind wir für uns und andere da, sind unverwechselbar und unmittelbar in unserer Präsenz.

Im Gegensatz zum Schreien und Lallen setzt Artikulation gekonnt und erinnerbar stimmliche Laute als Differenz zueinander (für Roman Jakobson ist das Merkmal des Lautes alleine sein Differenz zu anderen Lauten). In der Artikulation wird etwas in Fassung gebracht, was sonst fassungslos bleiben müsste. Dies gilt bereits, wenn ein Laut an den anderen Menschen gerichtet ist, umso mehr im gesprochenen

Wort, durch das ich etwas bestimme (sic!) und das heißt nichts anderes als dass ich auf etwas zeige. (Mit „Sache“ und „Gezeigtem“ meine ich nicht nur einen Gegenstand oder ein Ding). Im Sagen zeige ich mich nicht nur selbst, sondern ich mache gewissermaßen einen Vorschlag zur Artikulation gemeinsamer Welt^{vi}, weil die Geste des Zeigens nur im Horizont der Sprache möglich ist. Im Babytalk und in gelingender basaler Kommunikation (Winfried Mall) werden Artikulationsvorschläge für gemeinsame Welt ausgehandelt und vereinbart.

Dies sind Bewegungen, in denen Selbstbestimmungen als Differenz vorkommt. Zum einen als reflexive Bewegung, die sich darin eben erst konstituiert^{vii}, zum anderen in seiner Gerichtetheit im Anspruch an den anderen Menschen. Anders als in einer aristotelischen Auffassung liegt hier eine zeitliche Logik zugrunde. Was meine ich mit zeitlicher Logik?

Gegenwärtig diskutierte soziologische, gesellschaftstheoretische und politische Referenzrahmen zur Selbstbestimmung haben ihre logische Verfassung im Räumlichen. Es geht um Besetzungen, Verortungen, Habilitationen und Rehabilitationen in Feldern, Räumen und Koordinaten des Sozialen. Erkenntnistheoretisch entspricht das dem als Einheit wahrgenommenen kontinuierlichen Sehraum. Selbstbestimmung kann es darin eigentlich nur im Plural geben. Selbstbestimmungen sind demnach Bewegungsprojekte sozialer Triangulation und Winkelberechnung, mit denen sich der Einzelne buchstäblich ins Verhältnis setzt (sic!). Er benutzt dazu gesellschaftlich überkommene und erlernbare Verfahren der Vergewisserung, Ortsnahme, Platzierung und Orientierung.

Anders, wenn man Selbstbestimmung als Artikulation fasst. Hier liegt eine andere logische Verfassung zugrunde, nämlich Zeitlichkeit. Das bezieht sich zum einen auf die reflexive Empfindung, in der ich als Hervorbringer mich wahrnehme (vgl. *Georgiades* 1985, 140) und dabei aus dem Sagen ein Gesagtes wird^{viii}. Zum anderen ist der artikulierte Laut eine Geste des Nennens. Darin konstituiert sich Zeit-Genossenschaft mit anderen Menschen (vgl. *Möckel* 1999, 68)^{ix}. Der artikulierte Laut bleibt also nicht allein in reflexiver Selbst-Bestimmung, die absolut auf sich verweist. Vielmehr bestimmt der Laut das Soziale auf vokative Weise. Das ursprünglich Reflexive wendet sich an den anderen Menschen. So und nur so können wir uns und einander vergewissern: indem wir ein-

ander in die Augen sehen, ansprechen und berühren und so für einander Welt werden und Welt zeigen.

Von *Humboldt* und seiner Sprachtheorie kann man also lernen: Selbstbestimmung ist zugleich reflexiv und sozial. Ich möchte diese Gedanken von *Humboldt* an einer Installation von *Joseph Beuys* illustrieren.

(3) „Zeige deine Wunde“

(*Joseph Beuys*)

Eine solcher Versuch hat es nicht leicht in einem pädagogischen Feld, dessen Referenzen überwiegend in psychologischen und soziologischen Theoriebeständen liegen. Mir bleibt für mein eigenes Vorgehen nur der Verweis auf *Klaus Mollenhauer*, der schreibt: „Ästhetische Produkte sind, wenn sie gut sind, durch zweierlei ausgezeichnet: sie provozieren nicht nur die Vernunfttätigkeit des Betrachters/Lesers/Hörers, sondern zugleich auch dessen Sinnestätigkeit, und sie sind gleichsam Seismographen für den Zustand der Kultur (...) Die Auseinandersetzung mit Objekten der Kunst-Produktion ist in diesem Zusammenhang besonders ausgezeichnet, da derartige Produkte Symptom und Kritik zugleich sind (...) Ihre Analyse.... belebt unsere hermeneutischen Fähigkeiten und damit eine kritische Sicht dessen, was das „Bildende“ an unseren Lebensformen ist oder sein könnte“ (*Mollenhauer* 1986, 10).

Von Humboldt und seiner Sprachtheorie kann man also lernen: Selbstbestimmung ist zugleich reflexiv und sozial.



**Details aus „Zeige deine Wunde“ 1974 / 75
Aufnahmen von Dietmar Tanterl
„Joseph Beuys – Martin-Gropius-Bau Berlin“**

Was ist zu sehen?^x – ein Ordnungsraum des Kruden und darin das Krude von Ordnung: zwei Leichen-Bahren, zwei Zinkkisten mit Fett gefüllt, zwei Forken, zwei Rindenschäler, zwei

Forken, zwei Glaskästen mit Zeitungen, zwei Tafeln mit gleichlautender Aufschrift „Zeige deine Wunde“. Das ist keine Aktionskunst, sondern ein Raum der Kontemplation.

- ◆ Wir stehen vor einem **Altarbild**, aber gemalt wird hier nicht der Zweifel von Thomas am Auferstandenen und der nachfolgende Wahrheitsbeweis, sondern wir sehen Kisten gefüllt mit Fett: es erfüllt seine Funktion ausschließlich im **Gebrauch und Verbrauch**: Ernährung, Beleuchtung, Heizung
- ◆ **aus dem Gebrauch** genommene Dinge, die ihre Bedeutung mitgebracht haben: sie verweisen auf einen gelebten Zusammenhang, auf eine Praxis, die ökonomisch ausgelegt ist i.S. der Selbsterhaltung, Gesundheit, Wiederherstellung und des Todes.
- ◆ Was das Selbst ausmacht kann nicht „direkt“ gewonnen werden, es ist abwesend, fasst sich **handgreiflich im Alltäglichen** – nämlich dem Werkzeug zur Arbeit, der Bevorratung von Energie, auch in dem was uns erreicht und informiert wie die Zeitung (d.h. in Form bringt). Und auch in dem, was jenseits dieser Alltäglichkeit liegt: der Tod in seinem untranszendierbarem Ende.
- ◆ **die beiden Tafeln**: Schule, Gesetz^{xi}. Sie sind Appell, Aufforderung und reichen über den Aspekt des Lebens als einer Ökonomie des Eigenen hinaus. Der Text steht wie jeder Appell – und anders als die Dinge – im Präsens. Ein Ding kann ich betrachten, seine Eigenschaften als Datum wahr- und aufnehmen, interpretieren, vergleichen – anders der Appell. Ihm ist man ausgeliefert, denn man kann ihm nur folgen oder dies verweigern.
- ◆ „**Zeige deine Wunde**“: Kinder zeigen ihre Verletzungen unaufgefordert. Erwachsene nach ihren Wunden zu fragen, gilt seit Parzial

„Denn die größte Wunde ist der Zweifel an der eigenen Wirklichkeit.“ Hanna Arendt

als unhöflich. Und ist doch der einzige Weg zur Erlösung^{xii}. Edmond *Jabès* schreibt: „Vielleicht ist das Wort wie eine Verwundung der Stille, etwas, das ausbricht und durch die Verwundung es der Stille gestattet, gesagt zu werden, zu sprechen und zu erzählen“ (*Jabès* 1995,

107). Wurde sie von einer Verletzung, einer Schädigung verursacht? Hier fördert einer auf, der (noch) der eigenen Sinnlichkeit

traut, der nicht mit wissenschaftlichem Blick nach Vergleichbarkeit, Standardisierung, Datenquantifizierung sucht^{xiii}.

- ◆ bei Beuys findet all das im „**öffentlichen Raum**“ statt; damit ist nicht nur das Museum gemeint, sondern der Raum des Sozialen, in dem ökonomische Prinzipien in einem sehr umfänglichen Sinn gelten: Fett sichert den Wärmehaushalt und das Zeigen die Aufmerksamkeit für den anderen Menschen.
- ◆ Dabei ist das **Doppelte** gerade nicht Kopie oder Spiegelung des Gleichen, sondern es ist Komplementarität^{xiv}. Es geht um Resonanz statt um egologisches Rasonnieren – Resonanz, die vielleicht Not wenden kann in der vergeblich gebliebenen Selbstbestimmung, in der nicht gelingenden Artikulation. „Denn die größte Wunde“ – so lesen wir bei Hanna *Arendt* – „ist der Zweifel an der eigenen Wirklichkeit.“ Und so ist „Zeige deine Wunde“ eigentlich ein Hörbild, eine Installation, in der es ums Zuhören geht.
- ◆ „Da er ihnen das gesagt hatte, zeigte er ihnen seine Wunden“ (Lk 24³⁹). Die Nähe von Wunde und Wunder ist in unsrer Sprache nicht zufällig, sie zeigt die Ohnmacht des Körpers als Ort des Logos. Und dann ahne ich: hier bin ich **im Sehen verloren**. Denn „anthropos“ heißt ja ursprünglich nichts anderes als der Aufwärtsgewendete, der Aufrichtige, der nicht selbst ein Bild abgibt, sondern der im staunenden Sehen verloren ist.

So wird die Installation tatsächlich **Symptom und Kritik**, von denen *Mollenhauer* spricht: Was ist „das Bildende“ daran?^{xv} Im pädagogischen Kontext ginge es weniger darum, den Selbstbestimmungsanspruch des anderen Menschen zu fassen (sic!). – Sie merken auch in dieser Formulierung, wie einem die Sprache selbst die Doppelbödigkeit vorhält. – Vielmehr enthalten die beiden Dimensionen der Selbstbestimmung (also das Reflexive und das Soziale) einen an mich gerichteten, unverletzlichen Anspruch, den ich mit Andreas *Möckel* Zeitgenossenschaft nennen möchte. Zeitgenossenschaft beschreibt nicht nur eine Allianz, sondern sie ist Quellpunkt von Zeitlichkeit schlechthin^{xvi}. Wie kann ich Reflexion und Soziales ermöglichen? Oder verschärft: wodurch wird für den anderen Menschen Reflexion und Soziales durch mich verhindert?

Für *Humboldt* beginnt Selbstbestimmung in der stimmlichen Artikulation als Teilungsgeschäft der Sprache. Darin liegt für mich in ethischer und didaktischer Hinsicht seine neu zu entdeckende Produktivität für die Pädagogik geistiger Behinderung. Artikulation könnte gewissermaßen ein durchlaufendes Anliegen sein,

im Zeigen eine unserer vornehmsten Aufgaben liegen. Dabei gilt es aufmerksam zu sein und zu bleiben, dort wo Artikulation als das „absichtliche Verfahren der Seele“ im unmittelbaren Sinn buchstäblich unerhört bedroht ist und deshalb misslingt, zerbricht oder sich verliert im unverbindlichen und unverbindenden Rauschen.

Literatur

- Certeau, M. (1988) *Kunst des Handelns*, dt. Berlin (Merve), frz. Paris (Union Generale d'Editions) 1980
- Duncker, L. (1994) *Lernen als Kulturaneignung. Schultheoretische Grundlagen des Elementarunterrichts*, Weinheim (Beltz)
- Engell, L. (1987) Über das Doppelte. *Tumult – Zeitschrift für Verkehrswissenschaft*, Heft 9 (1987), 85–92.
- Foucault, M. (1984) *L'éthique du souci de soi comme pratique de liberté*. In: *Concordia 6* (Frankfurt)
- Foucault, M. (1973) *Geburt der Klinik*, dt. München
- Foucault, M. (1978) *Von der Subversion des Wissens*, Frankfurt-Berlin (Ullstein)
- Georgiades, T. (1985) *Nennen und Erklären. Die Zeit als Logos*, Göttingen (Vandenhoeck)
- Giel, K. (1968) Operationelles Denken und sprachliches Verstehen; *Zeitschrift für Pädagogik*, 7. Beiheft, 111–124
- Hiller, G. G. (2002) Ist es genug, dass jeder Tag seine eigene Plage habe? *Lernchancen* Heft 25 5. Jg. (2002), 2–5.
- Humboldt, W. v. (1963) *Schriften zur Sprachphilosophie*, Werke Bd. 3 (Hg. Andreas Flitner und Klaus Giel), Darmstadt
- Jabès (1995) Antwort; In: Nils Röllner (Hg) *Migranten*. Edmond Jabès, Luigi Nono, Massimo Cacciari; Berlin (Merve), 101–124.
- Kirchhöfer, D. (1999) Bildung als Ware, in: Dietrich Hoffmann (Hg.) *Rekonstruktion und Revision des Bildungsbegriffs*, Weinheim (Deutscher Studien Verlag), 161–172
- Koepplin, D. (1994) Beuys aktualisiert Steiner; in: Rudolf Steiner. *Tafelzeichnungen Entwürfe Architektur, Katalog zur Ausstellung im Württembergischen Kunstverein Stuttgart* 27.10.–4.12.1998, 85–107
- Möckel, A. (1999) Analyse von Unterricht als Sprachhandlung; in: *Behinderte in Familie, Schule und Gesellschaft* 3/1999, 67–72
- Mollenhauer, K. (1986) *Umwege. Über Bildung, Kunst und Interaktion*; Weinheim-München (Juventa)
- Negt, O. (1997) *Kindheit und Schule in einer Welt der Umbrüche*, Göttingen (Steidl)
- Nussbaum, M. (1993) *Menschliches Tun und soziale Gerechtigkeit. Zur Verteidigung des aristotelischen Essentialismus*; in: Micha Brumlik und Hauke Brunkhorst (Hg): *Gemeinschaft und Gerechtigkeit*, 1993, 323–363. PRANGE # (2000) Über das Zeigen als operative Basis der pädagogischen Kompetenz. In: ders. *Plädoyer für Erziehung, Hohengehren* (Schneider), 215–284
- Schulz, W. (1989) *Grundprobleme der Ethik*, Tübingen (Neske)
- Sofsky, W. (1998) *Drohungen. Über eine Methode der Interaktionsmacht*; in: R. Paris: *Stachel und Speer*, Frankfurt (Suhrkamp)
- Stinkes, U. (2000) *Selbstbestimmung – Vorüberlegungen zur Kritik einer modernen Idee*; Konrad Bunsdshuh (Hg): *Wahrnehmen Verstehen Handeln*, Bad Heilbrunn (Klinkhardt), 169–192
- ZWEITE, A. (1980) *Joseph Beuys: Zeige deine Wunde, Städtische Galerie am Lenbachhaus* (Hg.), 2 Bände, München (Schellmann & Klüser)

Fußnoten

- i Der Ausdruck „Anwalt des Teufels“ entstammt ja bekanntlich nicht dem römisch-katholischen Kurienvokabular, sondern geht hervor aus dessen Popularisierung. Erst die nichttheologisch gebildeten Laien machten daraus den Teufelsanwalt. Der *Advocatus Diaboli* ist eine volkstümlich übersetzte Figur aus dem Heilig- oder Seligsprechungsprozess vor der Ritenkongregation des Vatikans. Eigentlich wurde er *Promotor fidei* genannt, also der Glaubensanwalt im Verfahren. Die Laien konnten offenbar eher als die im Prozess verfangenen Parteien dem Verfahren einen ironischen Aspekt abgewinnen.
- ii Den Grund dafür sehe ich in der systematischen Überlastung des mitlaufenden *Freiheitsbegriffs*. War Freiheit im mittelalterlichen Denken die Fähigkeit zur Sünde und die Möglichkeit ihrer Zurechnung zum Sünder, so bedeutet sie in der Moderne die Kompetenz zum Entwerfen, Einrichten und vor allem Verallgemeinern befriedigender Weltverhältnisse. Vielleicht sollte eine solche Überinterpretation der menschlichen Freiheit – und die damit gesetzte moralische Überlastung des Menschen – auch davor schützen und verhindern, die weltlichen Übel wieder zurückzuführen auf göttliche Erstsachen. Eine solche Möglichkeit legen die Texte von Peter Sloterdijk nahe. Dass dies auf Dauer nicht gut gehen kann, hat bereits Montaigne bemerkt. Von Foucault kann man lernen, dass Freiheit stets eine Erfindung der herrschenden Klasse war (u.a. in seinem Aufsatz Nietzsche, die Genealogie, die Historie; in: Von der Subversion des Wissens, Frankfurt-Berlin (Ullstein) 1978, insb. S.86 und 94). Selbstbestimmung beginnt also nicht mit der Entscheidung zur Authentizität, sondern in vorauslaufenden Mustern, die ein Individuum *vorfindet*. Und diese Muster – so wenigstens das kulturphilosophische Argument im Anschluss an Aristoteles – sind das, was jeder von uns „in seiner Kultur vorfindet und die ihm durch seine Kultur, seine Gesellschaft und seine soziale Gruppe vorgeschlagen, suggeriert und auferlegt werden“ (FOUCAULT 1984, 107).
- iii So steht beispielsweise noch aus, wie das ins gegenwärtige Leitmotiv Konzept der *Bürgergesellschaft* (*civil society*) des politischen Diskurses hineinpasst. Parteien, Interessenvertreter, Zukunftskommissionen und Großbanken argumentieren damit. Der Charme dieses Etiketts liegt in seiner Seriosität mit der die Neubewertung des Staates versprochen wird. Dieser tritt nicht mehr eingreifend und regulierend auf und verwendet seine Ressourcen nicht mehr für gesellschaftspolitische Projekte und nichtökonomische Ziele (Wohlfahrt, Ökologie). Vielmehr moderiert er Konflikte, dereguliert und garantiert Eigentumstitel. Die Bürgergesellschaft zielt auf Rückbildung staatlicher Intervention, bei der Märkte und Gesellschaft wieder Handlungsspielräume zurückgewinnen sollen. Auffallend ist dabei, dass der Unterschied politischer und ökonomischer Interessen des Bürgers (*Citizen* und *bourgeois*) völlig bedeutungslos geworden ist bzw. sich verengt auf eingekaufte Teilhabe (*Shareholder*). – So wenigstens wird moderne Gesellschaft im Modell *funktionaler* Differenzierung beschrieben. Sie unterstellt, dass die je funktionsspezifische Logik ihrer Subsysteme (Recht, Politik, Wirtschaft, Wissenschaft usw.) nicht nur entdifferenziert sondern auch „entprivilegiert“. Im Alltagshandeln zeigt sich diese Entdifferenzierung durch vielfältige Praktiken einer Nahmoral in der Kommunikation; Reziprozitätsnormen und informelle Verpflichtungen zählen in denen Handlungen kreativer Entstaatlichung auch zu einer Verwischung vertrauter Ordnungskategorien wie legal/illegal, formal/informell führen (vgl. CERTEAU 1988, SOFKSY 1998).
- iv Das stimmt natürlich nicht in ideengeschichtlicher Hinsicht, sondern soll eher die unterrichtliche Unterbelichtung der Dialogik markieren. Buber wird/wurde in der Geistigbehindertenpädagogik zur Leitfigur stilisiert, die ohne die – didaktisch gesehen – mit leeren Händen dasteht.
- v Als *Rauheit der Stimme* geht Roland Barthes dieser Identität verbürgenden Artikulation der Stimme nach. Das egologische *Sichvernehmen* ist Thema in Derridas Husserl-Kritik in *Die Stimme und das Phänomen*. Ich fasse Selbstbestimmung mit Humboldt als „Artikulation“ und verstehe sie zunächst ästhesiologisch (als *Verkörperung* des Lautes). Ich gebe einer solchen Sicht den Vorzug, weil sie die Dimension des Ethischen impliziert; „erst im Individuum erhält die Sprache ihre letzte Bestimmtheit“ (a.a.O 439).
- vi Nicht erst zu Zeiten der *Lernstationen* und *Freiarbeit* steht das Zeigen unter Ideologieverdacht und affirmativen Bevormundung. Die technologische Reduzierung des Zeigens auf „Lehrerzentrierung“ oder „Frontalunterricht“ erkennt allerdings die eigentümliche *pädagogische* Dimension des Zeigens (vgl. GIEL 1968, PRANGE 2000, DUNCKER 1994).
- vii Das Reflexivpronomen *sich* sofern es sich denn auf *mich* bezieht beschreibt die Konstitutionsproblematik; vgl. dazu Sartres Unterscheidung von *je* und *me*.
- viii Sich selbst als Spurenverursacher wahrzunehmen ist wohl der Beginn für Zurechenbarkeit und man anderes wie Schrift, Musik.
- ix In der Bezugnahme und Fortentwicklung der Phänomenologie Husserls bevorzugt Merleau-Ponty einen durch das Sehen ausgelegten Theorierahmen nicht nur in seiner Terminologie (Das Sichtbare und das Unsichtbare, Abschattung, Perspektive) und in seinen inhaltlichen Aufmerksamkeiten (Cezanne, Maleur allgemein). Derrida dagegen interessiert an Husserl – und damit „his masters voice“? – die Phänomenalität der Stimme. Nicht nur in ästhesiologischer Hinsicht liegt also hier die Stelle der Entzweiung: das Optische und das Akustische als logischer Raum.
- x Beuys eigene Kommentierung, der Streit um die Aufstellung der Installation im Lenbachhaus München brauchen hier nicht zu interessieren (vgl. ZWEITE 1980). Vielmehr ist die Installation „Zeige deine Wunde“ von Joseph Beuys *Merkbild* für meine Sichtweise. Bei diesem Versuch einer ästhetischen Konzeptionalisierung geht es nicht um eine kunsttheoretisch fundierte Analyse oder Interpretation.
- xi In den siebziger und achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts sind von Beuys für Vorträge und Seminare zahlreiche „Tafelbilder“ entstanden, manche davon hat er später in Installationen integriert (vgl. KOEPLIN 1994, 95). Dieter Kroepplin zeigt, dass Beuys

mit diesen *Tafelarbeiten* ausdrücklich an die Tafelbilder von Rudolf Steiner anschließt und in ihnen einen Weg der Übung sieht: „Man kann mitdenken, mitdenken!“ (Beuys cit. ebd.).

- xii so heißt es im Epos von Wolfram v. Eschenbach u.a.:
wan einer kom unbenennet dar:

der selbe was ein tumber man
und vuorte ouch sünde mit im dan,
daz er niht zem wirtē sprach
umbe den kumber den er an im sach.
ich ensol niemen schelten:
doch muoz er sünde engelten,
daz er niht vrāgte des wirtes schaden.
er was mit kumber sō geladen,
ez enwart nie erkant sō höher pin.

- xiii Für Foucault beginnt der Verbildungsprozess in der Medizin etwa um 1800. Die Entwicklung des Krankenhauses geht einher mit Verfahren, die das Sichtbarmachen von Krankheit, Schädigung zur Voraussetzung haben. Erst Vergleich, Standardisierung und Datenquantifizierung stellen Normalität her und sichern diese (FOUCAULT 1973)

- xiv Über das Doppelte zu sprechen setzt in formaler Hinsicht die Kontinuität *einer* Wahrnehmungsweise voraus. $A = A$ ist kein Doppel. Denn im Doppelten gibt es kein *Zwischen*, das beide verbindet. Es wäre als ein Nebeneinander darzustellen: $A A$. Welche Funktion hätte dann die Leerstelle zwischen $A A$? Zum Einfachen und zum Reflexiven (Erkenntnis) tritt das Doppelte hinzu. Es steht gewissermaßen in Gegensatz zu beiden. Für die Technologie und Biologie der Kognition, denen es bislang um die Operationalisierung

interner Funktionen geht, wird die Erschließung des Doppelten relevant. Ist $A A$ ein generatives Verhältnis wie eine Zellteilung, eine DNS-Kopplung? Oder handelt es sich um zwei Exemplare – ebenso könnten es vier, achtzehn oder siebenundzwanzig sein? Gibt es in der Ordnung des Doppelten überhaupt eine Referenz auf das Singuläre, etwa als Einheit des Ortes?

„Eine klare Grenze zwischen reflexiver Theorie und einfachem Gegenstand der Theorie ist für die Ebene des Doppelten nicht mehr möglich. Daher gibt es keine Theorie des Doppelten, die sich nicht zugleich selbst enthält“ schreibt Lorenz Engell: Über das Doppelte. TUMULT 9 (1987), 85-92; hier: 89. Zum Einfachen und zum Reflexiven (Erkenntnis) tritt das Doppelte hinzu. Es steht gewissermaßen in Gegensatz zu beiden. Für die Technologie und Biologie der Kognition, denen es bislang um die Operationalisierung interner Funktionen geht, wird die Erschließung des Doppelten relevant.

- xv Das Motiv der Wunde ist auf vielfache Weise mit dem Bildungsroman verbunden. Ganz besonders deutlich in Goethes *Wilhelm Meister*, der Wundarzt wird, also Chirurg der Wunden des Körpers heilt und dessen Lehrjahre als traumatischer Prozess (z.B. einer Sezierszene) beschrieben sind. Bildung wird dabei als Vertrautwerden und Mitgestalten einer symbolischen Ordnung in der Sprache und in familial-gesellschaftlichen Gefügen verstanden.

- xvi Jedenfalls sieht Husserl dies so vor der „lebensweltlichen Wende“ in der Krisis-Schrift. Ricoeurs Verständnis von *Erzählung* hat in dieser phänomenologischen Grundfigur ihren Unruhepunkt.

Schriftliche Fassung eines Vortrages gehalten auf der 24. Arbeitstagung der KLGH in Obermarchtal 30. Mai 2002

Der Autor



Dr. rer. soc. Karlheinz Kleinbach, Sonderschulrektor

Allgemeine und Rehabilitationspädagogik an der
Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg
Dahlénstraße 25
D-72336 Balingen
Kleinbach_Karl@ph-ludwigsburg.de